

## KAPITEL 6 / JUNKIES ODER KOKSER?

**E**s gab zwei Spezialeinheiten im Revier, die Truppe zur Bekämpfung der organisierten Kriminalität und das Team der Drogenfahndung. Street Narcotics Enforcement Unit hieß Letztere oder einfach kurz SNEU. Ihr Boss, Tom Messer, hatte mir immer gesagt, dass er mich gerne dabei hätte, sobald eine Stelle frei würde. »Ich habe den Vorgesetzten gesagt, dass ich genau dich brauche, weil du den Bogen raushast, wie man schnell einen Durchsuchungsbefehl organisiert«, hatte Messer erklärt, aber bei ihm konnte man sich nie sicher sein, ob er einen gerade auf den Arm nahm. Messer war eine Legende im Revier, weil er jedem seine Meinung sagte, klar und deutlich, auch Cops, die in der Hierarchie höher standen als er. Die Kollegen konnten nicht mit Gewissheit sagen, ob er einfach nur cool war, komplett verrückt – oder ein begnadeter Schauspieler. Vielleicht alles zusammen, wie eine der jüngeren Anekdoten über seine schrägen Auftritte zeigt: Er sitzt hinter dem Tresen der Wache, neben ihm ein Kollege, der gerade sein Mittagessen auspackt, als eine Frau reinkommt und kreischt, dass sie eine offizielle Beschwerde gegen einen Beamten einlegen will. Messer hört sich ihren Vortrag in Ruhe an und sagt dann: »Das sind wirklich sehr ernste Vorwürfe, gnädige Frau. Aber lassen Sie mich folgende Alternative vorschlagen. Ich kann Ihre Beschwerde aufnehmen, selbstverständlich. Aber ich kann Ihnen auch diesen leckeren Cheeseburger geben und Sie vergessen die ganze Angelegenheit.« Er reicht ihr das Lunchpaket seines Nachbarn, und die Frau zieht tatsächlich wieder ab. Eine andere Geschichte stammt noch aus seinen Tagen auf Streife. Da soll er einmal einen Dealer auf der Straße gesehen haben, der gerade sein Geld zählte, ein wirklich fettes Bündel Dollarscheine. Messer geht also zu ihm hin und sagt: »Willst du dein Geld ganz schnell verdoppeln?« Bevor der Dealer schnallt, was passiert, schnappt sich Messer die Scheine und reißt sie allesamt in der Mitte

durch. Ich habe ihn lieber nicht gefragt, ob diese Geschichten der Wahrheit entsprachen. Als Messer schließlich mit einem neuen Auftrag von der SNEU abgezogen wurde, folgte ihm fast das gesamte Team. Nur drei Leute aus seiner alten Mannschaft blieben da: Kris Cataldo, der zu meinem Jahrgang an der Akademie gehörte und den jeder nur »Stix« nannte, außerdem Alicia Hall und Sammy Maldonado.

Messers Nachfolger, Sergeant Mike Carroll, kannte ich gut, deshalb fragte ich ihn, ob er noch Verstärkung für sein neues Team suche. Ich hielt sehr viel von ihm, er war smart und engagiert bei der Sache und legte dabei eine gesunde Mischung aus Enthusiasmus und Sarkasmus an den Tag. Und ich hatte gute Erfahrungen mit ihm gemacht, als ich ihn auf Streife mal um Rat gebeten hatte, wie ich mit einem Typen umgehen sollte, der den Kids in meinem Block illegales Feuerwerk verkaufte. Carroll war selbst mal Cop in den Projects gewesen, und entweder hatte er da gelernt, dass man es mit den Vorschriften nicht so genau nehmen musste, oder er hielt die Würde eines Polizisten für zweitrangig. Jedenfalls lautete seine Empfehlung in diesem Fall, dass ich mir den Feuerwerker »undercover« ansehen solle. Er staffierte mich sogar mit einer lachhaften Verkleidung aus, die er für glaubwürdig hielt: Zu einem verschlissenen Armeemantel sollte ich einen Helm mit dem Logo des Energieversorgers Con Edison tragen. Mein einziger Trost war, dass er nicht gerade das Outfit einer Kosmetik-Beraterin herumliegen hatte. Ich kam mir vor wie ein Student, der sich um die Aufnahme in eine Verbindung bewirbt und erst eine verrückte Prüfung bestehen muss. Trotz meiner tollen Tarnung haben mir die verdächtigen Böllerhändler nicht einmal die Tür aufgemacht, aber Carroll war nach diese Episode offenbar überzeugt, dass ich das Zeug zum Drogenfahnder hatte.

Die ersten paar Tage nach meinem Antritt im neuen Job waren Stix, Alicia und Sammy noch auf Weiterbildung und im Urlaub, deshalb fuhren Sergeant Carroll und ich alleine los, um uns ein Bild von der Lage im Revier zu machen – Neuland für mich, zum größten Teil wenigstens. Bei meinem vorigen Job war ich nur selten mit dem Auto unterwegs, obwohl wir für unsere Anfahrt zu den Projects einen Wagen bekommen konnten, wenn wir wollten. Die paar Gelegenheiten, zu denen ich tatsächlich gefahren war, hatten mir gereicht, um festzustellen, dass die Strecke, die ich jahrelang klaglos zu Fuß gegangen war,

mit dem Auto schon nach wenigen Minuten langweilig wurde. In der Kiste war man wie eingesperrt, man bekam einfach nichts mehr mit.

Einmal sind wir kurz nach Mitternacht in den Mill Brook Houses auf das Dach eines Wohnblocks in der Mill-Brook-Siedlung gestiegen und haben uns das Geschehen von oben angesehen: die typischen Ziegelfassaden der Wohntürme, die weiten Rasenflächen dazwischen. Ein paar junge Kerle lungerten unten vor dem Eingang herum, und ein Stück weiter saß ein sehr fetter Mann alleine auf einer Bank, sonst war niemand unterwegs, was ungewöhnlich war für eine Sommernacht in der Stadt.

»Ganz schön ruhig heute Nacht«, sagte Carroll. Ich wartete einen Moment und erwiderte: »Zu ruhig.« Weil das die Antwort auf so einen Satz war, wie man sie in jedem zweiten Kriegsfilm aus Hollywood zu hören bekommt. Aber man sollte das eben nicht einmal im Spaß sagen, denn nur Sekunden später peitschten Schüsse durch die Stille, und die Kugeln zischten nur knapp über unseren Köpfen in den Nachthimmel. Wir warfen uns zu Boden, immerhin ein vernünftiger Reflex in einer solchen Situation, und robbten vorsichtig zurück zur Tür und in Sicherheit.

Einen Boss zu haben und ihn auch noch mit dem Auto durch die Gegend zu chauffieren, war für mich etwas Neues. Die Sergeants im Streifendienst hatten immer feste Fahrer gehabt, was durchaus ein begehrter Job war, solange der Boss halbwegs erträglich schien. Außerdem kam man weiter rum und wurde nur alarmiert, wenn es eine komplexe Lage gab oder Festnahmen, bei denen mit Schwierigkeiten zu rechnen war. Nachteil einer solchen Konstellation war, dass man die achteinhalb Stunden einer Schicht nur wenige Zentimeter von seinem Partner entfernt saß, und wenn die Chemie nicht stimmte oder man sich einfach nichts zu sagen hatte, verging die Zeit quälend langsam. Selbst wenn Fahrer und Sergeant gut zurechtkamen, hieß das noch lange nicht, dass die Kombination auch im größeren Zusammenhang des Reviers funktionierte. Denn manche Fahrer spielten sich als rechte Hand des Vorgesetzten auf, was bei der Truppe nicht gut ankam, oder sie nutzten ihre Nähe zum Chef, um sich zum Cheflobbyisten der Kollegen aufzuschwingen, was dem Sergeant schnell auf den Wecker ging. In der Regel entwickelte sich aber zwischen Fahrer und Boss trotz der Rangunterschiede ein enges Verhältnis, das man am besten mit der Beziehung zwischen einem großen und kleineren Bruder vergleichen

kann. Für Richie Henderson war Sergeant Poplaski einfach nur »Pops«, und Joey Castaldo nannte seinen Boss, Sergeant O'Hagan, immer nur »Hagie«. Bei mir dauerte etwas länger, bis aus Sergeant Carroll »Mike« wurde, und das anfangs auch nur nach Ende der Schicht. Ich war zwar genauso alt wie die meisten unserer unmittelbaren Vorgesetzten, doch mit zehn Jahren Berufserfahrung hatten sie sich ihre Schulterklappen und meinen Respekt natürlich verdient.

Ich mochte jedenfalls meinen Boss – und war neugierig auf meine neuen Kollegen. Wenn man mit einem Partner zusammen im Streifenwagen saß, war das im Prinzip wie eine Ehe: Man kannte alle Stärken und Schwächen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Ein Gespräch, das man vor zwei Monaten begonnen hatte, konnte man jederzeit fortsetzen, als wäre man nie unterbrochen worden. Zweierteams waren eine Nebenwirkung des technologischen Fortschritts, denn erst die Einführung des Streifenwagens führte zu diesem Sprung in der Evolution. Wölfe sind im Rudel unterwegs, Rindviecher in der Herde – und Cops mit einem Partner. Wenn zwei Cops auseinandergingen, die lange zusammen gefahren waren, trugen die Kollegen die traurige Nachricht weiter, als wäre eine Ehe in die Brüche gegangen: »Habt ihr schon gehört? Mike und Joe haben sich getrennt!« Auf der Straße musste man sich auf seinen Partner bedingungslos verlassen können, und jeder gemeinsam durchgestandene Einsatz sorgte dafür, dass dieses Band noch stärker wurde. Nur mit einem Partner, der einem den Rücken frei hielt, konnte man sich auf das Wesentliche konzentrieren – das Geschehen im Revier.

Die Arbeit im Team bei der Drogenfahndung unterschied sich in wichtigen Punkten von der Aufgabe des Streifenpolizisten. Auf einen Sergeant kamen mindestens fünf Cops, das verlieh uns im Einsatz gleich eine viel größere Schlagkraft. Wir waren auch nicht in Streifenwagen unterwegs, sondern in zivilen Lieferwagen, und wenn unser Team rausfuhr, folgten wir unserer eigenen Agenda und nicht einem Alarm aus der Zentrale. Cops im Streifenwagen bildeten ein festes Paar – wir gleich eine komplette Familie. Und wie bei einer richtigen Familie war bei uns ein beträchtlicher Teil der Aufmerksamkeit auf das Geschehen innerhalb dieser zusammengewürfelten Truppe gerichtet. Während einer Observierung quengelte garantiert jede halbe Stunde einer, dass er dringend aufs Klo musste oder Hunger hatte, und ein anderer war gerade auf einer speziellen Protein-Shake-Diät und verpestete mit

seinen Ausdünstungen die Luft im Wagen. Unser Boss mochte zwar regieren wie ein Diktator, aber im Team herrschte eine trotzig Anarchie. Selbst wenn die Truppe nicht entscheiden konnte, wann sie ausrückte und wohin, wollte sie doch über das Wie ein Wörtchen mitreden. Die New Yorker Polizei rühmte sich ja gerne, wie eine paramilitärische Organisation zu operieren, aber in den SNEU-Einheiten betonte man eher den Zusatz »para« – wir gehorchten eben doch anderen Gesetzen. Ich hielt mich anfangs eher zurück, wenn das Team debattierte, wie man den nächsten Einsatz angehen wollte, aber komplett raushalten konnte ich mich natürlich nicht.

Nachdem ich bei der SNEU angefangen hatte, bekamen wir noch zwei Leute als Verstärkung, die vorher als Partner Streife gefahren waren: Tony Marcano und Orville Reid. Insgesamt kamen wir ziemlich gut miteinander aus, doch es war gleichzeitig unübersehbar, wie verschieden die Persönlichkeiten waren, die jetzt als Mannschaft funktionieren mussten. Ich kam mir manchmal vor wie in einem dieser Filme über den Zweiten Weltkrieg, in denen das Schicksal einen Haufen komplett gegensätzlicher Charaktere versammelt, die sich irgendwie zusammen durchschlagen müssen. Wir, das waren also: Orville oder »OV«, ein willensstarker und sehr gläubiger Christ aus Jamaika; Stix, ein verschlossener Italiener aus dem Hinterland von New York; Tony, ein kerniger Puerto-Ricaner aus der Bronx; Sammy, ein ausgeglichener und bescheidener Typ mit ebenfalls puerto-ricanischen Wurzeln, etwas älter als die anderen; dann die schwarze Alicia, prinzessinnenhaft und gleichzeitig knallhart; und schließlich ich selbst, der irische Mittelstreckenläufer mit dem College-Abschluss, der am wenigsten Erfahrung mitbrachte. Stix war zwar auch nicht länger bei der Polizei als ich, aber immerhin schon sechs Monate bei den Drogenfahndern. Und Orville und Tony hatten schon gelegentlich bei der SNEU ausgeholfen, als die Einheit noch von Tom Messer geführt worden war. Ich hatte also nicht besonders viel zu bieten, doch dafür umso mehr zu lernen. Orville hat später einmal gesagt: »Man sollte schon wissen, wo es langgeht, wenn man bei der SNEU anfängt. Kannst nicht einfach herkommen und davon ausgehen, dass wir dir alles beibringen.«

Die Drogenfahnder der SNEU schlagen zu, wenn ein Deal über die Bühne geht, und das funktioniert so: Das Team wird aufgeteilt auf einen Observierungsposten, kurz OP, und einen zweiten Wagen für den eigentlichen Zugriff.

Der OP wird in der Regel mit zwei Leuten besetzt; sie beobachten die Zielpersonen vom Dach eines Gebäudes oder aus einer leer stehenden Wohnung. Ziel der Operation kann ein einzelner Teenager sein, der mit einer Tasche voller Crack an der Straßenecke auf seine Kundschaft wartet – oder auch ein komplexes Geschäft, bei dem die Gegenseite ebenfalls mit Beobachtern arbeitet und in Mannschaftsstärke antritt, mit einem Aufseher, Geldkurieren und zusätzlichem Personal, das die Kunden anspricht und zu dem eigentlichen Verkäufer lotst. Manche Drogenhändler setzen Lockvögel ein, um sicherzugehen, dass die Polizei nicht irgendwo sitzt und die Show auffliegen lässt. Sie bereiten ihr Geschäft mit einer solchen Akribie und komplizierten Taktik vor, dass man meinen könnte, sie würden Mikrofilme mit geheimen Regierungsdokumenten an eine feindliche Macht übergeben und nicht Tütchen mit Drogen im Wert von zehn Dollar an die Süchtigen verticken. Wir saßen jedenfalls auf unserem OP, guckten zu und gaben detaillierte Beschreibungen des handelnden Personals an unseren Zugriffswagen durch, das Ganze selbstverständlich auf einer speziellen Funkfrequenz, die nur im Umkreis von wenigen hundert Metern zu empfangen war. Der Zugriff erfolgte dann meistens ein paar Straßen weiter, damit die Akteure am Ort der Übergabe nichts davon mitbekamen.

Unser Wagen war in der Regel ein simpler Lieferwagen, aber der war in der Szene längst so bekannt, dass wir auch gleich im blau-weißen Streifenwagen hätten vorfahren können. Sobald unser Zugriffsteam die Beschreibung (oder »Scrip«, wie es in unserem Jargon kurz und knackig hieß) des Käufers hatte und seine ungefähre Richtung, ging es sehr schnell. Zu weit durften wir die Verdächtigen nicht kommen lassen, weil sonst erstens unsere Funkverbindung abbriss und zweitens die Gefahr bestand, dass die Junkies irgendwo in einem Haus verschwanden. Als Drogenkonsument braucht man in diesem Viertel keine weiten Wege zu gehen, um den nächsten Dealer zu finden. Manchmal versuchten die Käufer wegzulaufen, andere gingen auf dich los, viele warfen die heiße Ware schnell weg und einige wenige wussten keinen anderen Ausweg, als ihr Tütchen runterzuschlucken. Für den Zugriff war es wichtig, einen guten »Scrip« zu haben; »weißes T-Shirt und Jeans« reicht im Sommer genauso wenig wie »schwarze Jacke und Jeans« im Winter. Es musste ja nicht gleich »Mann mit drei Pitbulls an der Leine« sein. Wir waren schon froh, wenn etwas mehr Beobachtung in die Schilderung des Outfits einfluss, also wenn wir statt

»helles T-Shirt« eine Angabe wie »helles Pink« oder »lindgrün« bekamen oder sogar eine auffällige Beschriftung des T-Shirts. Ein Traum natürlich, wenn der »Scrip« über Funk so lautete: »*Frau in lila-gelb gestreiftem Jogginganzug mit Inka-Mütze auf BMX-Rad.*« Wie jede andere Spezies auf dem Planeten hatten sich auch Drogensüchtige im Laufe der Evolution ihre eigenen und unverwechselbaren Tarnfarben zugelegt.

An unserem ersten Tag im Einsatz observierten wir ein Haus in Mott Haven; wir hatten unseren OP in einem Schulgebäude auf der anderen Seite der Straße eingerichtet. Ich saß mit Sergeant Carroll in der Turnhalle der Schule und behielt vor allem die Leute im Auge, die nur für dreißig Sekunden in dem Haus verschwanden und dann wieder auf der Straße waren. Wenn Drogendealer jemals einen Berater anheuern sollten, der ihnen den optimalen Schutz vor den Fahndern empfehlen sollte, dann würde er genau zu dieser Taktik raten: Der Dealer saß in der Lobby eines Hauses, hinter einer Tür, die nur von innen oder mit einem Schlüssel zu öffnen war; seine Ware lag gut versteckt im Treppenhaus, in einer Lampe oder auf einem Türrahmen. Wenn der Dealer jetzt nichts verkehrt machte, also die Tür offen ließ oder den Stoff am Körper trug, konnten wir kaum etwas unternehmen, weil wir die eigentliche Transaktion nie mitbekamen. Wir konnten einen potenziellen Käufer nach dem anderen abfangen, konnten alle durchsuchen und fragen, was sie in dem Gebäude verloren hatten. Aber wenn sie die Aussage verweigerten oder uns eine falsche Erklärung aufstichteten, konnten wir nichts gegen den Dealer machen. Selbst wenn es uns irgendwie gelang, ins Haus zu kommen und jeden in die Mangel zu nehmen, der keinen festen Wohnsitz nachweisen konnte, blieb uns meistens nicht viel mehr als der Vorwurf des Hausfriedensbruchs.

Ein junger Hispano öffnete die Tür – weißes Hemd, schwarze Krawatte – und begrüßte die Kundschaft wie der Oberkellner in einem Restaurant. Nachdem wir unseren Lieferwagen mit seinen Käufern gefüllt hatten, gingen wir rein und schnappten ihn uns. Wir fanden zwar nicht ein Gramm Drogen bei ihm, dafür aber ein fettes Bündel Banknoten, mehrere hundert Dollar. Der Oberkellner konnte das alles wunderbar erklären, mit vollendeter Höflichkeit, er war ein Meister seines Fachs. Nicht eine Sekunde verlor er seine Haltung, mit der allergrößten Freundlichkeit versuchte er, uns von unserer geistigen Umnachtung zu befreien, dass er in den ungesetzlichen Handel mit Drogen

verwickelt sei. Er behandelte uns wie Menschen mit einem begrenzten Vorrat an Verstand, die bei einer unklaren Faktenlage bedauerlicherweise zu einer albernen Schlussfolgerung gekommen waren. Wir nahmen ihn mit auf die Wache, um ihn weiter zu verhören. Seine Antworten demonstrierten ein außerordentliches Talent, die bekannten Fakten zu seiner eigenen Wahrheit zu verdrehen: Nein, er wohnte nicht in diesem Gebäude, er war dort, um seine Tante zu besuchen; da sie aber nicht zu Hause war, hat er am Fuß der Treppe auf sie gewartet. Und weil all diese Menschen an die Tür klopfen, hat er ihnen aufgemacht, wie es ein hilfsbereiter Mensch eben tut. Warum diese Leute danach alle Heroin in der Tasche hatten? Keine Ahnung. Und das Geld hatte er bei sich, weil er gerade für seinen Job als Regalauffüller bezahlt worden war. Ja, es war mehr als der übliche Lohn für eine Woche, denn er hatte auch noch das Geld von der Babyparty dabei, er war nämlich gerade Vater geworden und just auf dem Weg ins nächste Möbelgeschäft, um ein Bettchen für den Nachwuchs zu kaufen.

Sergeant Carroll lachte nur, und auch wenn ich diesem Typen seine Geschichte nicht abkaufte, war ich doch schwer beeindruckt. Einerseits von seiner exzellenten Technik: Mühelos reihte er eine Lüge an die andere, ohne sich zu widersprechen oder auch nur eine einzige Frage unbeantwortet zu lassen. Andererseits verblüffte mich besonders seine Stimme, die mühelos glaubhafte Aufrichtigkeit modulieren konnte. Der junge Vater, der sein ganzes Geld in der Tasche hatte, um eine Wiege für sein Baby zu kaufen. Wie sollte der etwas mit Drogen zu tun haben? Der Typ war nicht der erste Drogendealer, den ich festgenommen hatte, und es war auch nicht das erste Mal, dass ich ein solches Märchen aufgetischt bekam, und doch war ich jedes Mal wieder erstaunt zu hören, mit welcher Inbrunst diese Leute ihre Lügengeschichten vortrugen, selbst wenn sie sich dabei noch so ungeschickt anstellten. Wie die riesenhafte Frau, die mich mit großer Entrüstung anblaffte, als ich ihr die Ampulle mit Crack aus der Hand nahm: »Hey, die haben Sie mir doch untergeschoben!« Und als ob das als Argument noch nicht ausreichte, zog sie ihre Bluse hoch und kreischte: »Sie können mich so nicht ins Gefängnis bringen, ich trage keinen BH.«

Wir erhoben Anklage gegen unseren Oberkellner, mit der Begründung, dass die Beschlagnahme des Geldes beim Verdächtigen und der Ware bei den

Käufern – Briefchen mit Heroin, die mit der Aufschrift *Per Luftpost* abgestempelt waren – einen hinreichenden Verdacht für eine Strafverfolgung geben würden. Es bestand kein Zweifel daran, dass er tatsächlich mit Rauschgift handelte, und er hat es Monate später bei einer erneuten Festnahme auch zugegeben. Doch vor einem Gericht in der Bronx musste man schon mehr vorlegen als eine schöne Indizienkette. Ohne einen echten Beweis für die Transaktion zwischen unserem Mann und seiner Kundschaft war der Fall tot und beerdigt, bevor sich das hohe Gericht überhaupt damit befasst hatte. Der Dealer war schon am folgenden Tag wieder auf freiem Fuß, und wenn seine Tante tatsächlich wie angegeben in diesem Haus lebte, konnten wir ihn nicht einmal wegen Hausfriedensbruchs drankriegen. Ich war nach diesem Fall ziemlich angefressen – nicht, weil ich auch nur einen Gedanken daran verschwendete, ob dieser Mensch für zehn Minuten oder zehn Jahre ins Gefängnis kam, sondern weil unsere Arbeit für null und nichtig erklärt wurde. Die vielen Stunden auf dem Observierungsposten und das Risiko, das wir bei solchen Operationen eingingen – nur zu unserem eigenen Vergnügen? Es gab offenbar eine erhebliche Diskrepanz zwischen unserer Arbeit und ihrer Bedeutung. Leider nahm uns der Job so sehr in Beschlag, dass wir kaum je Zeit hatten, in solche Grübeleien zu verfallen.

\* \* \*

Wir zogen fast jeden Tag los, um Dealer zu schnappen, es sei denn, wir mussten irgendwo vor Gericht erscheinen oder zu einer Fortbildung. Auch wenn der Chef verhindert war, gingen wir nicht auf die Jagd; dann wurden wir Streifenwagen zugeteilt oder einem anderen Posten auf der Straße. Gelegentlich ließen sie uns zwar trotzdem in unserem Lieferwagen losfahren, aber es war eigentlich gegen die Vorschriften, SNEU-Operationen ohne einen Vorgesetzten durchzuführen. Andererseits sah man es möglicherweise auch als eine Verschwendung von Ressourcen an, ein SNEU-Team einzusetzen, um eine simple Ruhestörung zu verfolgen, und solange wir mit einem Lieferwagen voller Gefangener zurückkamen, gab es keine Beschwerden. Heikel wurde es nur, wenn etwas schiefging, wenn jemand verletzt wurde oder ein Gefangener türmte. Wenn Carroll nicht da war, schickten sie uns deshalb in der Regel lieber auf Streife. Und davon hatte ich eigentlich mehr als genug gehabt.